

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 95 (2001)
Heft: 3

Rubrik: Kolumne : "Das waren andere Zeiten, damals..."

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Das waren andere Zeiten, damals...»

Gibt es denn keine anständigen Menschen mehr? Ausser mir? Keine Politiker/innen ohne korrupte, sexistische oder gewalttätige Vergangenheit beziehungsweise Gegenwart? Ein Blick in TV-News oder Zeitungen könnte einen manchmal schon, pharisäerhaft, an der Menschheit verzweifeln lassen. Die «alten Christen» wussten ja noch: Keine und keiner kommt schuldlos durch dieses Leben. Und setzten, demütig, auf die Barmherzigkeit des grossen Vergebenden oder auf pekuniären Ablass. Wir aber, ausgezogen dem eigenen, utopischen, Entwurf zu genügen, verlangen uns und, vor allem, den andern ein Ausmass an Tugendhaftigkeit ab, an dem selbst die Götter und Göttinnen der «alten Griechen» gescheitert wären. Und fragen unsere Altvordern mit stechendem Blick: «Was habt ihr, damals, getan?»

Aber irgendwann erreichen wir alle, zwingend, den Punkt, an dem wir mehr Vergangenheit als Zukunft haben. Und bevor wir so richtig von den guten alten Zeiten zu schwärmen beginnen können, werden wir beim Wort, das auch schon mal ein grosses gewesen sein mag, genommen. «Wo wart ihr, damals?» Fragen unsere Nachgeborenen. «Wem habt ihr bei euren internationalen Solidaritätstreffen die Hand gegeben?» Bohren ihre selbsternannten Fürsprecherinnen und

Fürsprecher. Und machen uns zu Opfern der eigenen, berechtigten, Respektlosigkeit gegenüber Autoritäten.

«Herr Minister, mit Verlaub, Sie sind ein Arschloch!» Soll der amtierende deutsche Aussenminister einst in einen Plenarsaal gerufen haben. Jetzt platzieren sie hämisch das Bild des Sponti mit Töffhelm, der auf einen Polizisten einschlägt, neben den ausgehagerten Magistraten und zitieren genüsslich die ehemalige Terroristin, die, damals, beim Fischer gewohnt oder zumindest mit ihm gefrühstückt haben will. Der Minister hat Erinnerungslücken. Und provoziert Parallelen zu anderen, inzwischen historischen Gedächtnisausfällen. Dann nimmt er den Satz in den Mund, auf den sich, womöglich, auch die berufen, denen er, damals, die Faust gezeigt oder gegeben. Die «Umstände» müssten berücksichtigt werden. Das waren, damals, andere Zeiten. Und sieht sich, zu Recht, als Opfer einer Kampagne der politischen Gegnerin. Denn die ist froh, kann sie, endlichendlich, ihre Vergangenheiten aus den Schlagzeilen kippen.

Die Abläufe ähneln sich: Der (oder die) Betroffene sieht sich einer «Vernichtungskampagne» (Nationalratspräsident Hess) ausgeliefert. Aussenstehende empfinden Rechtfertigungen als Abwehr (vermutlich) berechtigter Kritik. Das Bild, das andere von uns zeichnen, erscheint uns meist als Karikatur, oft als bössartige. Nie entspricht es der differenzierten Sicht, die wir von uns selbst pflegen. Die Menschen, deren «Kalte-Kriegs-Geschichten» ich im Moment in einem Buch festzuhalten suche, wollen sich, zum Teil, nicht mehr so recht erkennen. Eine «Kunstfigur» hätte ich geschaffen. Monieren die einen. Zu Recht. Aber ist nicht auch unsere Biografie, an die wir zu glauben begonnen, die Biografie einer «Kunstfigur»?

Ein Mörder, den ich im Kantonsgefängnis besuche, erinnert sich, ausgerechnet, nicht an die paar Minuten, die sein und, vor allem, das Leben seines Opfers

dramatisch veränderten. «Plötzlich lag sie tot da.» Die ändern aber – sie sehen nur diese paar Minuten. Und heissen ihn, deswegen, einen Mörder. Er aber glaubt sich verkannt. Und die Frau, die es nicht selten gibt, die sich in den Mann im Gefängnis verliebt, wird erklären: Er ist ganz anders, als ihr denkt. Die seine Liebesbriefe erhalten, können sich – denn auch für sie ist ein Mörder ein Mörder – nicht vorstellen, dass er zugestochen. Die den Mörder sehen, können ihn sich nicht als Liebenden oder Geliebten denken. So wie die Sekretärinnen «des Führers» sich, selbst danach, nicht vorstellen konnten und wollten, dass sie dem «grössten Verbrecher der Geschichte» den Kaffee serviert. Aber doch nicht dieser nette ältere Herr! Und im übrigen hätten «die Kommunisten» mehr Menschen umgebracht als «die Nazis». Krakeelen die «Relativierer». Und haben, so ist zu befürchten, nicht einmal Unrecht. Den Opfern, schliesslich, wird es, vermutlich, ziemlich egal sein, dass hinter ihrem Tod mehrere Visionen steckten als hinter dem industriellen Massenmord in Treblinka und Sobibor. Wobei selbst Adolf Hitler noch für sich in Anspruch nahm: «Indem ich mich des Juden erwehre, kämpfe ich für das Werk des Herrn.» Und damit die «reine Bestie» zur Kunstfigur machte.

Auch wenn ich mit dieser These schon in der Mittelschule eine bessere Geschichtsnote vergab: Wer «Umstände» für sein Handeln reklamiert, muss sie auch dem grössten Verbrecher noch zugestehen. Der Politiker, der sich auf Momente seiner Vergangenheit (oder Gegenwart) reduziert und seine Verdienste, zum Beispiel um die europäische Einigung, vernachlässigt sieht, erlebt nur die übliche Stigmatisierung des gemeinen Kriminellen. Einmal Dieb, immer Dieb. Ein Mörder ist ein Mörder, und das während 365 Tagen. Der einfache Drogenabhängige kennt, was der Politiker beklagt, zur Genüge. Legt sie ihre Vergangenheit auf den Tisch, ist ihre Be-

werbung chancenlos. Verschweigt er sie, wird er, hinterher, als Lügner zum Teufel gejagt. Wer «Umstände» beansprucht – und damit dem Zeitgeist widerspricht, der jede und jeden zum Schmied des eigenen Unglücks und der eigenen Schuld diffamiert –, wer der Sehnsucht nach Heiligen und Bestien widersteht; wer erkennt, dass es Auschwitz, vermutlich, auch ohne Hitler gegeben, dass wir unter uns zu denen geworden, die wir sind, nicht unser Verdienst, dass wir nicht als Mörder oder Henkersknecht geendet; wer «Umstände» berücksichtigt sehen will, muss sie jedem und jeder zubilligen. Recht auf Gnade inbegriffen. Auch der Jugendliche, der heute den Arm zum autonomen Heil hebt, muss als künftiger Bundesrat denkbar bleiben. Besser eine faschistische Vergangenheit als eine faschistische Zukunft.

Bleibt das Erschrecken darüber, die alten Nazis könnten, Profiteure der ihnen fremden Differenziertheit, doch noch Recht bekommen. «Man muss auch einmal über das sprechen, was gut war.» Sagt ein Kollege, ein sympathischer dazu, nach einem Gespräch über nationalsozialistische Vergangenheit. Ich zucke zusammen und weiss – der differenzierte Blick auf die Welt müsste auch da ausgehalten werden, wo sich uns tröstliche Absolutheiten aufdrängen. Aber der Gedanke ist beklemmend, dass da plötzlich Vor- und Nachteile aufgelistet, Autobahnen, Arbeitslosenzahlen und Visionen gegen Vertreibung und Vernichtung von Millionen und Millionen in die Waagschale geworfen; dass, am Ende, monumentale Bauten und Skulpturen, Lichtspiele und jubelnde Massen in die Köpfe der Nachgeborenen getrichert und jene, die den «grössten Feldherrn» einen Massenmörder nennen, mit dem verhängnisvollen Satz zum Schweigen gebracht werden könnten: «Das waren andere Zeiten, damals...» ●